



Wir sind Familie!

Samenspende, Leihmutterschaft, Regenbogenfamilie: Es gibt heute viele Möglichkeiten, eine Familie zu gründen. Und ebenso viele, Familie zu leben. In der Schweiz wächst bereits jedes fünfte Kind in einer anderen Konstellation auf als Mutter-Vater-Kind. Wie sieht Familie in Zukunft aus? Und was machen diese neuen Modelle mit den Kindern?



Drei Frauen, eine
Regenbogenfamilie:
Bettina und Fiona
Aremu mit ihrer
Tochter Tobi, 7.

*Alternative Familienmodelle
werden immer beliebter:
Rund 30 000 Kinder in der
Schweiz haben heute
gleichgeschlechtliche Eltern.*

diesem Dossier von sich erzählen werden. Sie zeigen, dass unsere traditionelle Vorstellung von Familie der Realität zunehmend weniger gerecht wird. Dafür spricht auch die Statistik, die belegt, dass in der Schweiz jedes fünfte Kind in einer anderen Konstellation aufwächst als der Kernfamilie, die aus zwei leiblichen Elternteilen und ihrem Nachwuchs besteht.

Papi oder Papa – für Max* macht das einen Unterschied. Der Bub wächst mit zwei Vätern auf, lebt abwechselnd bei ihnen und seiner Mutter, die in direkter Nachbarschaft des Männerpaars wohnt. Wenn Max Geburtstag hat, kommen drei Grosselternpaare zum Fest. Schülerin Tobi hat zwei Mütter. Cedric und Felix leben bei Mama und Papa, aber sie wissen, dass es da noch zwei andere Frauen gibt, in deren Bauch sie wohnen durften, die Mama geholfen haben, ihren Kinderwunsch zu verwirklichen. Aline* wurde von ihrer Mama ausgetragen und geboren, ist biologisch aber nicht verwandt mit ihr. Die Andert-halbjährige stammt aus einer Embryonenspende. Daraus macht ihre Familie kein Geheimnis, denn für sie zählt nicht die genetische Verbindung, sondern die der Herzen.

Jedes siebte Kind lebt mit nur einem Elternteil

Die Geschichten dieser Kinder sind nicht konstruiert, sondern aus dem Leben der Familien gegriffen, die in

Es wäre verfehlt, deren Untergang zu beschwören, leben doch hierzulande immerhin 80 Prozent der Familien mit Kindern nach wie vor dieses Modell. Doch die Zahl gelebter alternativer Familienmodelle steigt: Einelternfamilien zum Beispiel machen bereits 14 Prozent aller Haushalte mit Kindern aus, weitere 6 Prozent sind Patchworkfamilien, in denen Kinder bei einem leiblichen Elternteil mit neuem Partner leben. Von der offiziellen Statistik nicht erfasst werden Kinder, die bei Pflegeeltern aufwachsen – schätzungsweise sind es rund 13 000 –, oder solche in Regenbogenfamilien. Je nach Erhebung haben in der Schweiz bis zu 30 000 Kinder gleichgeschlechtliche Eltern, die Mehrheit davon lebt bei lesbischen Paaren.

Wenn unsere gegenwärtige Vorstellung von Familie überholt ist: Wie wird Familie in Zukunft aussehen? Antworten auf diese Frage liefert unter anderem Klaus Preisner, Soziologe an der Universität Zürich. «Familie wird vielfältiger», sagt er zusammenfassend. Preisner ist Mitautor der OECD-Studie «Families to 2030», in der Sozialforscher >>>





«Tobi kennt ihre Geschichte», sagen Ihre Mütter Bettina und Fiona. «Sie weiss, dass uns ein Mann mit einer Samenspende ein Geschenk gemacht hat.»



>>> aufzeigen, wie die Lebensrealität von Familien in 20 Jahren aussehen könnte.

Die traditionelle Konstellation aus verheirateten Paaren mit Kindern werde seltener, folgert der Bericht. In den OECD-Ländern lebe heute fast jedes zehnte Kind in einer Patchworkfamilie, rund jedes siebte bei einem alleinerziehenden Elternteil und jedes fünfzehnte wachse bei den Grosseltern auf. «Noch mehr Menschen als heute werden alternative Formen zur Kernfamilie leben», sagt Klaus Preisner, «teilweise als Folge eines gescheiterten klassischen Familienmodells, teilweise aber auch, weil es von vornherein die gewünschte Form war.» Entsprechend werden gemäss der OECD-Studie Einelternfamilien bis 2030 bereits 20 Prozent aller Schweizer Haushalte mit Kindern ausmachen, ebenso werde die Zahl der Patchwork- und Regenbogenfamilien weiter ansteigen.

Forscher gehen davon aus, dass 2030 zwei von fünf Schweizer Haushalten kinderlos sein werden.

Individuelle Lebensentwürfe, weniger Kinder

Darüber hinaus scheinen Kinder in vielen Lebensmodellen der Zukunft nicht mehr vorgesehen zu sein. Bereits heute betreffen 30 Prozent aller Schweizer Haushalte kinderlose Paare, die OECD schätzt, dass es bis 2030 rund 40 Prozent sein werden. Gleichermassen werde sich der Anteil Einpersonenhaushalte von aktuell 35 auf 40 Prozent erhöhen. Diesen Schätzungen zufolge werden also in gerade einmal 30 Prozent aller Haushalte noch Kinder leben. >>>

«Zwei Mamas – c'est ça!»

Bettina und Fiona Aremu sind die Mütter der siebenjährigen Tobi. Die Regenbogenfamilie wünscht sich, dass die Gesellschaft das einseitige Familienbild überdenkt.

«Um die Familienform, wie wir sie leben, sichtbar zu machen, haben wir uns entschieden, bei diesem Dossier mitzuwirken – auch auf Wunsch von unserer Tochter Tobi. Sich öffentlich zu äussern, ist wichtig, damit die Gesellschaft ihr einseitiges Familienbild überdenkt und an dessen Stelle irgendwann Vorstellungen rücken, in der sich auch Kinder wie Tobi wiederfinden können. Als zwei Mütter wünschen wir uns, dass unser Familienmodell nicht über die Abwesenheit eines Vaters definiert wird, sondern sich selbst genügt: Da sind zwei Eltern, die ihr Kind lieben und es grossziehen. Zwei Mamas – c'est ça!

Das würde die Frage, wer von uns Tobis «richtige» Mutter sei, überflüssig machen. Selbstverständlich weiss Tobi, wie sie entstanden ist, dass da ein Mann war, der uns mit einer Samenspende ein Geschenk machte. Tobi erzählt gerne von sich, hat aber auch gemerkt, dass sie nicht jedem Rede und Antwort stehen muss. Dass sie in einer Regenbogenfamilie aufwächst, beschert ihr zwar Fragen, glücklicherweise aber nur selten.

Im Gespräch mit anderen Kindern wird manchmal das Thema Papa aktuell. Mit diesem Begriff verbinden wir keine genetische, sondern eine soziale Funktion: die eines präsenten, liebenden Elternteils. Deshalb sprechen wir auch nicht von Papa, sondern vom Samenspender.

Die Stiefkindadoption, welche ab 2018 möglich ist, war für Regenbogenfamilien höchst überfällig. Erst jetzt ist es für Homosexuelle möglich, auch mit gesetzlicher Rückendeckung ihren Kinderwunsch im Rahmen einer gleichberechtigten Elternschaft zu verwirklichen. Das ist eine Riesenerleichterung für uns.»

>>> Individualisierung und Pluralisierung lauten die Schlagworte, mit denen Soziologen unsere Zukunft beschreiben. Sie gelten für Lebensentwürfe, die nach eigenem Gusto statt auf sozialen Druck hin erfolgen, aber auch für Familienformen, die vielfältiger daherkommen als die Mama-Papa-Kind-Variante.

Die Gründe für diesen gesellschaftlichen Wandel sind vielfältig. Zentral, sagt Soziologe Preisner, sei

die Emanzipation der Frauen, ihr Streben nach Gleichberechtigung, ihre Teilnahme im politischen Leben und vor allem am Arbeitsmarkt. «Früher sicherten sich Menschen sozial ab, indem sie heirateten, Nachkommen zeugten und in einer klarer Rollenverteilung zusammenlebten», sagt Klaus Preisner. «Heute gibt es kaum mehr ökonomische Gründe, die für eine klassische Familie sprechen.»

Zudem habe die Durchlässigkeit zwischen den sozialen Schichten zugenommen, Ansehen sei nicht mehr an die Familie, sondern an individuelle Leistungen gekoppelt. An den zunehmend vielfältigen Lebens- und Familienformen, sagt die Berner Sozialforscherin >>>

weiter auf Seite 20

«Heute gibt es kaum mehr ökonomische Gründe, die für eine klassische Familie sprechen», sagt Soziologe Klaus Preisner.

Max, 1, lebt zur Hälfte bei seinen Vätern Marc und Matthias, zur anderen Hälfte bei seiner Mutter Sonja.

Hilfe aus dem Labor

Bei unerfülltem Kinderwunsch bietet die Reproduktionsmedizin viele Möglichkeiten, der Natur auf die Sprünge zu helfen. Die wichtigsten Angebote im Überblick.

Text: Virginia Nolan

Den Angaben verschiedenen Experten zufolge kommen in der Schweiz jedes Jahr mindestens 1000 Kinder dank einer **Samenspende** auf die Welt. Heterosexuelle Paare haben hierzulande die Möglichkeit, bei Zeugungsunfähigkeit des Mannes auf Spermien eines Spenders zurückzugreifen. Während Spender in manchen Ländern anonym bleiben können, hat in der Schweiz jedes mit Spendersamen gezeugte Kind das Recht, nach seinem 18. Geburtstag die Identität seines biologischen Vaters zu erfahren.

Das Gegenstück zur Samenspende ist die **Eizellenspende**. Sie wird angewendet, wenn eine Frau keine gesunden Eizellen produziert und auf die Hilfe einer Spenderin zurückgreifen möchte, deren Eizellen mit dem Spermium des Partners befruchtet werden. In der Schweiz ist die Eizellenspende verboten. Kinderwunschkliniken dürfen die Behandlung nicht durchführen, helfen aber mit Empfehlungen für Partnerkliniken im Ausland, etwa Spanien, weiter. Die Kosten für eine Eizellenspende belaufen sich je nach Behandlungsstandort auf 4000 bis 9000 Euro.

Für viele Paare mit Fruchtbarkeitsproblemen beginnt die Kinderwunschbehandlung zunächst mit einer **Insemination**. Dabei werden gereinigte sowie auf Form und Beweglichkeit getestete Spermien zum Zeitpunkt des Eisprungs direkt in die Gebärmutter der Frau eingebracht, um möglichst hindernisfrei ans Ziel zu kommen. Die Krankenkasse trägt die Kosten für drei Inseminationsversuche pro Schwangerschaft, bei Frauen über 40 wird die Kos-

tenübernahme allerdings oft abgelehnt. 1978 kam mit Louise Brown in England das erste künstlich gezeugte Kind auf die Welt. Seitdem hat sich die **In-vitro-Fertilisation (IVF)** zum Routineverfahren entwickelt. In der Schweiz sind heute 2,5 Prozent aller Neugeborenen Reagenzglaskinder. Bei der IVF findet die Befruchtung ausserhalb des weiblichen Körpers statt. Davor wird die Frau mit Hormonen behandelt, damit ihre Eierstöcke möglichst viele reife Eizellen produzieren. Diese werden anschliessend abgesaugt und im Reagenzglas mit den männlichen Spermien zusammengeführt. Dann kommen die Keimzellen für zwei bis fünf Tage in einen Brutschrank. Kommt es zu einer Befruchtung, werden der Frau in der Regel ein bis zwei Embryonen in die Gebärmutter eingepflanzt, was mithilfe eines dünnen Katheters geschieht.

Eine künstliche Befruchtung kostet 4000 bis 9000 Franken pro Zyklus. Oft sind mindestens drei Zyklen notwendig, bis es zu einer Schwangerschaft kommt.



Die Krankenkasse übernimmt keine Kosten. Eine Zusatzmassnahme zur IVF ist die **Spermieninjektion (ICSI)**. Dabei werden einzelne Spermien direkt in die Eizelle injiziert, um die Chancen auf eine Befruchtung zu steigern.

Über **Präimplantationsdiagnostik (PID)** ist in der Schweiz zuletzt rege diskutiert worden. Bei diesem Verfahren werden befruchtete Eizellen genetisch untersucht, bevor sie im Rahmen einer künstlichen Befruchtung in die Gebärmutter eingepflanzt werden. Die PID soll sicherstellen, dass zukünftige Kinder nicht unter einer genetisch bedingten Krankheit leiden. Seit der Volksabstimmung im Juni 2016 ist die PID in der Schweiz unter gewissen Bedingungen erlaubt: So dürfen Paare in vitro gezeugte Embryos auf Chromosomenstörungen und Erbkrankheiten testen lassen, nicht aber auf äusserliche Merkmale wie Augen- oder Haarfarbe.

Sind im Rahmen des künstlichen Befruchtungsverfahrens mehr Embryonen herangereift, als der Frau pro Zyklus einge-

pflanzt werden können, werden diese eingefroren. Der Preis für die sogenannte **Kryokonservierung** beträgt zwischen 500 bis 1000 Franken pro Jahr. Dafür kosten zusätzliche Behandlungszyklen mit eingefrorenen Embryonen «nur» noch 1000 bis 1500 Franken statt der üblichen 4000 bis 9000 Franken.

Im Gefrierschrank konservierte Embryonen müssen vernichtet werden, wenn die Eltern keinen Bedarf mehr dafür haben. In anderen Ländern wie etwa Spanien können sie mit dem Einverständnis der Eltern jedoch auch zur Spende freigegeben werden. Dann wird der Embryo einer Empfängerin eingesetzt, die ihn auf diese Weise «adoptiert» und austrägt. Die **Embryonenspende** ist in der Schweiz verboten.

Eine hierzulande ebenfalls verbotene und vor allem in den USA rege genutzte reproduktionsmedizinische Möglichkeit ist die **Leihmutterchaft**. In Anspruch genommen wird sie von homosexuellen oder heterosexuellen Paaren, bei letzteren scheidet der Kinderwunsch meist an

Gebärmutterproblemen der Frau. Eine Leihmutter erklärt sich bereit, an deren Stelle das Kind auszutragen, und verpflichtet sich gegen ein Entgelt und per Vertrag, auf spätere elterliche Rechte und Pflichten zu verzichten. Die Leihmutter hat keine genetische Verbindung zum Kind, das sie austrägt. Stattdessen werden in der Geburtsurkunde die Wunscheltern als rechtliche Eltern eingetragen. Manchmal ist von diesen nur ein oder kein Elternteil mit dem Kind verwandt, denn viele Leihmutterkinder werden mithilfe einer Eizellen- oder Samenspende gezeugt.

In den USA belaufen sich die Kosten für eine Leihmutterchaft insgesamt auf rund 100 000 Dollar. Im Fall der Familie Körner (vgl. Seite 21) gingen 25 000 Dollar an die Leihmutter, den Rest erhielten Ärzte, Anwälte, die Agentur und die Kliniken. In der Ukraine kostet die Dienstleistung je nach Anbieter halb so viel – dafür seien Leihmütter und Wunscheltern rechtlich schlechter abgesichert, betont Rechtsanwältin Karin Hochl (vgl. Seite 32).



Gruppenbild mit
drei Eltern: Marc,
Matthias und Sonja
kümmern sich
liebevoll um Max.

«Unser Sohn wächst in zwei Teilfamilien auf»

Marc, 37, und Matthias, 33, wünschten sich ein Kind. Das Männerpaar hat sich dafür mit Sonja, 39, zusammengetan.

«Matthias wusste schon immer, dass er Kinder haben wollte; er war da die treibende Kraft. Als unser Kinderwunsch spruchreif wurde, gab es verschiedene Optionen. Klar war, dass wir keine Götti-Rolle übernehmen wollten, sondern ein Modell anstrebten, das uns die gleichen Rechte ermöglichte wie der Mutter des Kindes.

Für uns war es naheliegend, uns mit einer Frau zusammenzutun. Wir finden es wichtig, dass unser Kind ein Mami hat – was aber nicht bedeutet, dass wir andere Modelle weniger gut finden. Wir haben uns zunächst im Internet nach einer Co-Mutter umgesehen und uns dann mit Frauen getroffen. Das war lustig, passte aber nicht. Sonja lernten wir über Freunde kennen – oder besser gesagt: noch besser kennen. Wir hatten schon vor Jahren gemeinsam eine Studentenparty organisiert. Es war

schnell klar, dass wir ähnliche Wert- und Familienvorstellungen haben. Wir liessen uns dennoch Zeit, uns kennenzulernen, trafen uns regelmässig, verreisten gemeinsam, um zu sehen, wie wir zu dritt funktionieren. Das Wichtigste war für uns, Sonjas Vertrauen zu gewinnen, schliesslich würde das gemeinsame Kind zur Hälfte bei uns wohnen.

Nach etwas mehr als zwei Jahren wollten wir es wagen. Gemeinsam erarbeiteten wir einen Familienvertrag, der festhielt, wie wir vorgehen wollen. Als wir unseren Familien eröffneten, dass wir Väter würden, waren sie etwas überrumpelt, aber die Freude war gross.

Kürzlich ist unser Sohn ein Jahr alt geworden. Dass er in zwei Teilfamilien aufwächst, beschert uns die eine oder andere logistische Herausforderung, die wir aber ganz gut meistern. In der Erziehung müssen wir nicht alles genau gleich handhaben, wichtig ist, dass wir im Kern dieselben Werte teilen. Als Teilfamilien üben wir noch, das richtige Mass an Nähe und Distanz zu finden. Manchmal hat man zum Beispiel das Gefühl, man habe jetzt noch eine Schwiegerfamilie. Das ist schön, aber manchmal auch anstrengend.»

«Es war ein Glücksfall, die beiden Papas zu finden»

Drei Eltern können einander gut entlasten, weiss Mutter Sonja. Davon profitiere nicht zuletzt das Kind.

«Mein Kinderwunsch war so stark, dass er in meinen früheren Beziehungen immer zu Uneinigkeit geführt hatte. Es ist ein grosses Glück, dass ich mit Matthias und Marc Gleichgesinnte gefunden habe. Von der Idee bis zur Geburt dauerte es fast vier Jahre. Mit unserem Sohn ging mein grösster Traum in Erfüllung. Als ich schwanger war, zog ich bei Marc und Matthias gegenüber ein. Für unseren Sohn ist die räumliche Nähe wichtig, und unser Fami-

lienvertrag sieht vor, dass wir sie aufrechterhalten, solange er ein Kind ist. Marc und Matthias haben mich liebevoll durch die Schwangerschaft begleitet und waren bei der Geburt dabei. Nach der Geburt durfte ich für zwei Wochen bei ihnen einziehen, das war schön. Wir haben uns für wechselnde Obhut, also ein 50:50-Modell entschieden. Am Anfang war es für mich schwierig, das Baby abzugeben. Marc und Matthias zeigten viel Verständnis. Ich war dann häufiger zu Besuch bei ihnen und ging zum Stillen vorbei. Mittlerweile bin ich sehr glücklich mit unserem Familienmodell. Zu dritt können wir einander optimal entlasten, davon hat nicht nur der Einzelne, sondern auch das Kind etwas. Mein Umfeld freute sich riesig, als ich Mutter wurde. Als in meiner Schulklasse ein Schüler fragte, warum mein Baby zwei Väter habe, meinte ein anderes Kind ganz selbstverständlich: «Na, weil beide Papas das Baby lieben!» Was für eine schöne und einleuchtende Erklärung.»

>>> Kathrin Zehnder, hätten aber auch andere Emanzipationsbewegungen ihren Verdienst, etwa die von Schwulen, Lesben oder Transmenschen, die sich das Recht auf einen amtlichen Beziehungsstatus oder eine Familie erkämpften. «Auch die Digitalisierung und die zunehmende Mobilität spielen eine Rolle», ist Zehnder überzeugt, «wir können zu jeder Zeit an jedem Ort sein, das eröffnet nicht nur neue Bedürfnisse, sondern auch ganz andere Möglichkeiten, Verbindungen einzugehen.»

Familiengründung im Labor

Von sozialen Zwängen kämpft der Mensch sich frei – aber auch von so einigen, die ihm die Natur auferlegt hat. Sinnbildlich dafür ist der medizinische Fortschritt, unter anderem mit der modernen Reproduktionsmedizin. «Sie kann», schreibt Soziologin Heike Trappe in einem Fachbeitrag, «als Ausdruck eines zutiefst menschlichen Bestrebens nach Emanzipation von der Natur angesehen werden.»

Wenn die Natur dem Kinderwunsch einen Riegel vorschiebt, ist dies schwer zu verkraften, betont Misa Yamanaka-Altenstein vom Klaus-Grawe-Institut in Zürich. Die Psychotherapeutin berät Frauen und Paare, die ungewollt kinderlos sind. «Die Fähigkeit, sich zu reproduzieren, kann aus evolutionsbiologischer Sicht als Grundbedürfnis bezeichnet werden», sagt Yamanaka-Altenstein. «Wenn der Mensch sich fortpflanzen will, dies aber nicht kann, hat das oft schwerwiegende Belastungen zur Folge – für sein Selbstwertgefühl, die Partnerschaft, die psychische Gesundheit.»

Regula Körner (vgl. Seite 21), die sich ihren Kinderwunsch nach 17 Jahren vergeblichen Wartens auf eine Schwangerschaft mithilfe einer Leihmutter erfüllte, formuliert es so: «Es tut weh, wenn Leute sagen, man müsse halt akzeptieren, wenn man keine Kinder haben kann. Weshalb

akzeptieren Leute, die keine funktionierende Niere mehr haben, nicht einfach die Dialyse? Oder Krebskranke ihr Schicksal? Eben.» Für viele ein abwegiger Vergleich – Yamanaka-Altenstein hat dafür Verständnis: «Der Leidensdruck der Betroffenen ist für Aussenstehende nur schwer nachvollziehbar. Untersuchungen zeigen, dass wiederholte erfolglose Versuche, schwanger zu werden, ähnliche Gefühle auslösen können wie der Verlust eines nahestehenden Menschen.»

Rund 6000 Frauen lassen sich jährlich in einer der 26 Schweizer Kinderwunschkliniken künstlich befruchten. Die Zahl jener, die eine Behandlung im Ausland vornehmen, ist in darin nicht mit eingerechnet. 2,5 Prozent der Neugeborenen, die hierzulande das Licht der Welt erblicken, sind im Reagenzglas gezeugt worden.

Die sogenannte In-vitro-Fertilisation (IVF) oder künstliche Befruchtung gehört zu den häufigsten reproduktionsmedizinischen Behandlungen, die Kinderwunschlinik OVA IVF in Zürich etwa führt pro Jahr mehr als 600 Zyklen durch. Paare, welche die Klinik erstmals aufsuchten, seien meist um die 38 Jahre alt und hinsichtlich ihrer sozialen Stellung sehr unterschiedlich, sagt Daniela Pfammatter, behandelnde Gynäkologin: «Von der einfachen Angestellten bis zum Topmanager ist alles dabei.»

Zeichnet sich eine Odyssee durchs medizinische Angebot ab, weil Behandlungen wie eine hormonelle Stimulation oder eine Insemination nichts bewirken, bleiben nur noch die Gutbetuchten an Bord: Bis zu 9000 Franken kostet eine künstliche Befruchtung pro Zyklus, und oft sind mindestens drei Behandlungen nötig. «Der Kinderwunsch wird selten freiwillig aufgegeben», so Daniela Pfammatter, «und oft entsteht zwischen einem Paar Uneinigkeit, wie weit man auf diesem Weg gehen will.» Manchen >>>



Thomas und Regula Körner mit ihren Söhnen Felix und Cedric. Beide kamen mithilfe einer Eizellenspende und einer Leihmutter zur Welt.

Jährlich lassen sich rund 6000 Frauen in einer der 26 Schweizer Kinderwunschkliniken künstlich befruchten.



«Es war so demütigend»

Nach einer Odyssee durch Kinderwunschkliniken und Adoptionsbehörden wurden Regula, 52, und Thomas Körner, 50, mithilfe von Leihmüttern Eltern. Der darauffolgende Rechtsstreit liess die Familie die Flucht in die USA ergreifen.

«Fast 20 Jahre lang hatten wir versucht, Eltern zu werden. Es half weder die Reproduktionsmedizin, noch blieb viel Hoffnung auf eine Adoption. Als endlich die Adoptionsbewilligung für die USA vorlag, trat das Haager Übereinkommen in Kraft, das internationale Adoptions in Vertragsstaaten stark einschränkt. 2008 sah Regula einen Film über Leihmütterschaft. Wenig später reisten wir in die USA. Die Agentur war professionell, wir wurden mehrfach von einer Psychologin interviewt, die später auch das erste Gespräch mit der Leihmutter moderierte. Wir waren dabei, als unser Kind mithilfe einer Eizellenspende gezeugt wurde, waren da, als der Embryo zur Leihmutter transferiert wurde, reisten für jeden Ultraschall an. 2010 erblickte Felix in Ohio das Licht der Welt.

Zurück in der Schweiz, waren wir überglücklich. 2013 gab es Familienzuwachs: Cedric kam zur Welt. Wieder mithilfe einer Eizellenspende und einer Leihmutter. Als wir seine US-Geburtsurkunde beim Zuger Zivilstandsamt einreichten, bockten die Behörden. Sie weigerten sich, Regula als rechtliche Mutter anzuerkennen, weil sie Cedric nicht geboren hat. Auch Thomas akzeptierten sie – trotz DNA-Test, der seine Vaterschaft belegt – nicht als rechtlichen Elternteil. Man drohte uns mit Strafanzeige, reichte bei der KESB eine Gefährdungsmeldung ein. Cedric erhielt einen Vormund, und wir mussten Abklärungen für eine Pflegeplatzbewilligung über uns ergehen lassen. Es war so demütigend.

Später bot man Thomas die Anerkennung als Cedrics rechtlichen Vater an, allerdings unter der Bedingung, dass Regula die Adoption beantragt – für ihren eigenen Sohn! Dagegen wehrten wir uns. Der Rechtsstreit dauert bis heute an. 2014 liess sich Thomas von seinem Arbeitgeber in die USA versetzen – wir wanderten aus. Wir wurden in Connecticut herzlich aufgenommen und vermissen dennoch schmerzlich die Heimat. Den Kindern geht es gut. Sie wissen, woher sie kommen. Als wir uns die Weihnachtsgeschichte anschauten, sagte Felix einmal: «Schau, Mami, sogar Jesus hatte eine Leihmutter!»



«Auf die Beziehung kommt es an»

Wie geht es Kindern, die in neuen Familienkonstellationen aufwachsen? Am besten untersucht wurde diese Frage in Studien zu Regenbogenfamilien. Sozialforscherin Andrea Buschner kennt die Antworten.

Interview: Virginia Nolan

Frau Buschner, wie geht es Kindern in Regenbogenfamilien?

Sie erreichen oft leicht höhere Werte, wenn es um Resilienz geht, jene Widerstandsfähigkeit, die uns Krisen gut meistern und ein gutes Selbstwertgefühl bewahren lässt. Wir führen diesen Umstand darauf zurück, dass Kinder in diesen Familien einen sehr hohen Stellenwert haben – die Eltern mussten meist einen steinigen Weg gehen, um sie zu bekommen. Das zentrale Fazit der Wissenschaft lautet aber, dass nicht die Familienkonstellation, sondern die Beziehungsqualität innerhalb der Familie bedeutsam ist für die Entwicklung eines Kindes. Zudem macht es einen Unterschied, ob Kinder in eine gleichge-

schlechtliche Beziehung hineingeboren werden oder nicht.

Inwiefern?

Kinder, die in homosexuellen Stieffamilien aufwachsen, also mit einem neuen, gleichgeschlechtlichen Partner eines Elternteils, stammen meist aus früheren heterosexuellen Beziehungen. Sie haben, wie andere Scheidungskinder, häufig an der Trennung der Eltern zu nagen. Diese ist für Kinder aus allen Familienkonstellationen ein sogenannter Risikofaktor, der sich negativ auf die psychische Entwicklung auswirken kann. Insgesamt dürften Kinder, die in eine gleichgeschlechtliche Beziehung hineingeboren werden, also etwas unbeschwerter starten.

Wie oft werden Kinder aus Regenbogenfamilien diskriminiert?

Der Anteil schwankt je nach Studie zwischen 20 und 50 Prozent. Bei unserer Untersuchung mit Kindern aus lesbischen Stieffamilien sagten rund 20 Prozent der Mütter, dass ihr Kind aufgrund seiner familiären Situation schon einmal diskriminiert worden sei. Demnach waren 80 Prozent der Kinder, die solche Erfahrungen gemacht hatten, mit Beschimpfungen oder Hänseleien konfrontiert worden. Deutlich seltener waren dagegen Diskriminierungsformen

wie Gewaltandrohungen, körperliche oder sexuelle Gewalt.

Vom wem kommen die Angriffe?

Überwiegend von Gleichaltrigen und meist in Teenagerjahren. Jedoch fühlen sich längst nicht alle Kinder, die schon einmal diskriminiert wurden, dadurch auch belastet. Das wird deutlich in Untersuchungen, die zeigen, dass Kinder aus Regenbogenfamilien nicht schlechter abschneiden als andere Kinder, wenn es um psychisches Wohlbefinden geht. Diese Tatsache legt nahe, dass es in ihrem familiären Kontext Schutzfaktoren gibt, die negative Effekte von Diskriminierung reduzieren können.

Nämlich?

Untersuchungen zeigen, dass die emotionale Unterstützung innerhalb der Familie am wichtigsten ist. Wenn zu Hause jemand ist, der das Kind auffängt, an den es sich wenden und mit dem es nach Lösungen suchen kann, wirkt das wie ein Puffer.

Kann auch die Schule dazu beitragen, dass Kinder aus Regenbogenfamilien Diskriminierung besser wegstecken?

Ja, Kinder sind besser dagegen gewappnet, wenn ihre Schule Themen wie sexuelle und familiäre Vielfalt aufgreift. Solche Pläne stossen oft auf Widerstand, angeblich aus Angst, dass

>>> Paaren nimmt das Gesetz die Entscheidung ab: Produziert die Frau etwa keine gesunden Eizellen, ist eine künstliche Befruchtung zwecklos, es bleibt noch die Eizellenspende. In der Schweiz ist sie, im Gegensatz zur Samenspende, jedoch verboten.

Fluch und Segen der Reproduktionsmedizin

Für Betroffene ist die Reproduktionsmedizin Fluch und Segen zugleich. «Sie macht Kinderlosigkeit erst recht zum Tabu», weiss Yama-

naka-Altenstein, «weil sie einem suggeriert, dank medizinischem Fortschritt sei alles machbar. Wo sich Möglichkeiten auftun, wächst auch der Druck, sie bis zum Letzten >>>

Der Mythos, wonach gleichgeschlechtliche Elternschaft die sexuelle Orientierung der Kinder beeinflusst, ist widerlegt.

Irgendwann wurde es ihnen zu viel: Wegen eines Rechtsstreits mit den Behörden wanderten die Körners 2014 in die USA aus.

Kinder frühsexualisiert würden. Dabei geht es doch nur darum, ihnen zu vermitteln, dass es unterschiedliche Lebens-, Liebes- und Familienformen gibt. Jüngere Kinder werden nichts Verwerfliches daran finden. Später wird ihr Verständnis dessen, was als normal gilt, stark vom sozialen Umfeld geprägt. Wie Menschen mit Andersartigkeit umgehen, hängt auch mit ihrem Bildungshintergrund zusammen. Ein bildungsnahes Milieu wird Kindern aus unkonventionellen Familien daher aufgeschlossener begegnen als ein bildungsfernes.

Kritiker bemängeln, dass in Studien zu Regenbogenfamilien Kinder aus niedrigen sozialen Schichten unterrepräsentiert sind.

Diesen Vorwurf muss ich relativieren. Es ist unwahrscheinlich, dass uns Regenbogenfamilien aus der Unterschicht einfach durch die Lappen gehen – wir müssen aufgrund unserer Nachforschungen vielmehr davon ausgehen, dass es tatsächlich nur wenige von ihnen gibt. Das ist nicht allzu erstaunlich.

Warum nicht?

Homosexualität ist nicht abhängig von der sozialen Schicht – wohl aber die Entscheidung, sich zu outen, zusammenzuleben oder sich gemeinsam an das Thema Kinderwunsch heranzuwagen.

In einem sozial schwächeren Umfeld mit geringer Akzeptanz von unkonventionellen Lebensformen braucht es dafür viel Mut. Die Hürden für ein gleichgeschlechtliches Paar mit Kinderwunsch sind ausserdem hoch: Reproduktionsmedizinische Behandlungen kosten viel Geld. Zudem müssen sich Paare mit rechtlichen Fragen auseinandersetzen.

Erziehen gleichgeschlechtliche Paare ihre Kinder anders?

Widerlegt ist der Mythos, wonach gleichgeschlechtliche Elternschaft die sexuelle Orientierung der Kinder beeinflusst: Diese werden nicht häufiger homosexuell als andere Heranwachsende. Studien zeigen auch, dass Regenbogenfamilien Erwerbs- und Familienarbeit partnerschaftlicher aufteilen als Kernfamilien. Davon abgesehen, leben die meisten Regenbogenfamilien das klassische Modell mit zwei Elternteilen plus Kind.

Das könnte man als Bekenntnis zur Kleinfamilie werten, die gerne als Auslaufmodell bezeichnet wird.

Ja und nein. So gibt es in den meisten Regenbogenfamilien externe Personen, die als Elternteil für das Kind eine mehr oder weniger grosse Rolle spielen. Oft ist das der leibliche Vater. Dann gibt es die Mehrelternschaft in sogenannten Queerfamilien, in denen ein lesbisches Paar

oder eine lesbische Frau zusammen mit einem schwulen Mann oder Paar Kinder aufziehen. Gemein ist allen Formen gleichgeschlechtlichen Elternseins, dass die Beteiligten sich eher über soziale denn über biologische Elternschaft definieren.

Was heisst das?

Es ist die gemeinsam mit dem Kind verbrachte Zeit, die einen zur Mutter oder zum Vater macht. Insofern unterscheidet sich dieses Familienverständnis schon von jenem der Kleinfamilie, das Elternschaft an die Erzeuger koppelt. Der Begriff der sozialen Elternschaft scheint mir insofern fortschrittlicher zu sein, als dass er dem kindlichen Bedürfnis nach vertrauten und verlässlichen Bezugspersonen besser gerecht wird.



Zur Person

Andrea Buschner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsinstitut für Familienforschung in Bamberg. Die Soziologin forscht schwerpunktmässig zur Pluralisierung von Lebens- und Familienformen sowie zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

«Mir lief die Zeit davon»

Kerstin, 41, ist froh um die moderne Reproduktionsmedizin: Sie verdankt ihre Töchter einer Samen- sowie einer Embryonenspende.

«Unsere Odyssee startete 2008. Ich war 32, beruflich erfolgreich und umhergekommen. Jetzt wollten mein Partner und ich Kinder. Ich wurde jedoch nicht schwanger. Zum Glück hatte ich eine Frauenärztin, die uns zu Tests schickte, statt es uns weiter versuchen zu lassen. Das hätte, wie die Resultate zeigten, nichts gebracht: Mein Partner war unfruchtbar. Wir entschieden uns für eine Samenspende und heirateten, damit wir von dieser Möglichkeit Gebrauch machen konnten. Wenig später erfolgte meine erste Insemination. Unser Kind kündigte sich erst nach der sechsten an. Die Freude war riesig. 2013 kam Anna* zur Welt.

Sie sollte kein Einzelkind bleiben, das war für mich klar. Ein Jahr nach Annas Geburt startete ich den ersten Inseminationszyklus. Acht Behandlungen blieben

erfolglos. Ich war 38, mir lief die Zeit davon. Ich drängte meinen Partner zu einer künstlichen Befruchtung (IVF), erhoffte mir davon höhere Chancen auf eine Schwangerschaft. Er stimmte widerwillig zu. Die IVF-Zyklen sind körperlich belastend, mich nahm das Ganze auch psychisch mit, zumal ich nicht schwanger wurde.

Irgendwann sagte mein Mann, er mache nicht mehr mit. Ich stand vor der Wahl: unsere Ehe oder ein weiteres Kind. Ich entschied mich für Letzteres. Und suchte nach Alternativen. Nach einem Beratungsgespräch in einer spanischen Klinik wählte ich eine Embryonenspende. Ende 2015 reiste ich für den Embryotransfer nach Spanien, neun Monate später brachte ich Aline zur Welt.

Unsere Geschichte ist kein Geheimnis. Mein Ex-Mann und ich haben Anna früh erklärt, dass es einen lieben Mann gibt, dank dessen Hilfe sie bei uns ist. Dafür gibt es unter anderem sehr schöne Kinderbücher. Aline hat auch eines. Mein Ex-Mann und ich haben ein gutes Verhältnis, darüber bin ich sehr froh. Ich bin dankbar für meine Töchter und gespannt, wohin unsere Reise führen wird. Die Babykleider habe ich sicherheitshalber behalten...»

>>> auszureizen. Umso schlimmer ist das Gefühl persönlichen Versagens, wenn selbst das nichts bringt.»

Das Wissen um die Möglichkeiten der modernen Medizin trage überdies dazu bei, dass junge Frauen ihren Kinderwunsch zunehmend vertagten, sagt Ärztin Pfammatter: «Ab 25 Jahren sinkt die weibliche Fruchtbarkeit kontinuierlich, ab 35 Jahren rapide. Frauen sind sich dessen zu wenig bewusst.»

Es sind nicht nur heterosexuelle Paare, die ihre Hoffnung an die Reproduktionsmedizin klammern.

Einzelpersonen und gleichgeschlechtliche Paare haben in der Schweiz jedoch keine Hilfe zu erwarten, denn Behandlungen zur medizinisch unterstützten Fortpflanzung sind hierzulande nur heterosexuellen Paaren erlaubt. Frauen, die sich ihren Kinderwunsch als gleichgeschlechtliches Paar oder im Alleingang erfüllen wollen, haben es ungleich einfacher als Männer: Sie injizieren sich den Samen von Spendern, die sie in Internetforen oder im privaten Umfeld finden, oder suchen eine Samenbank im Ausland auf.

Schwule Männer haben die Möglichkeit, mit einer Co-Mutter eine Familie zu gründen. Will ein Männerpaar ein Kind ohne Drittperson grossziehen, ist eine Leihmutter-schaft im Ausland die einzige Option. Diesen Ausweg nehmen auch immer mehr heterosexuelle Paare und Singlefrauen, die >>>

Will ein Männerpaar ein Kind ohne Drittperson grossziehen, ist eine Leihmutter-schaft im Ausland die einzige Option.





Anna wurde
2013 geboren.
Die sechste
Insemination
war erfolgreich
(vgl. Seite 16).

>>> sich Behandlungen unterziehen, die in der Schweiz verboten sind. Zu ihnen gehören Regula Körner, Mutter zweier Leihmutterkinder, oder Alines Mutter Kerstin, die sich in Spanien den Embryo einer anderen Frau einsetzen liess (vgl. Seite 24).

Hat die natürliche Empfängnis ausgedient?

Kritiker führen im Zusammenhang mit der Reproduktionsmedizin ethische Bedenken ins Feld, befürchten, sie ebne den Weg für einen industriellen Umgang mit dem Leben oder für die Selektion von Menschen. Die Skepsis der Gesellschaft reflektiere aber auch die Haltung der Medizin, glaubt Psychotherapeutin Yamana-Altenstein, «denn die Medizin ist vor allem der Lebenserhaltung verpflichtet». Die Frage, inwiefern sie Leben herbeiführen oder aktiv beenden dürfe – Stichwort Sterbehilfe –, bleibe ein Reizthema. «Alles dazwischen», sagt die Psychologin,

In der Schweiz nimmt die Zahl der heterosexuellen Paare und der Singlefrauen, die sich im Ausland ihren Kinderwunsch erfüllen, stetig zu.

«wird weniger kontrovers diskutiert.» Für Menschen, die von ungewollter Kinderlosigkeit betroffen seien, sei aber nur schwer verständlich, warum Massnahmen zur Verlängerung des Lebens wenig hinterfragt würden, solche zur Entstehung von Leben jedoch schon.

Im Zukunftsszenario, das der US-Ethikprofessor Henry Greely im Buch «The End of Sex» beschreibt, hat die natürliche Empfängnis bald ausgedient. Menschen, die ein Kind wollten, würden künftig nicht mehr miteinander schlafen, sondern direkt ins Labor gehen. Auch Carl Djerassi, Erfinder der Anti- >>>

Regenbogenfamilie, Co-Parenting, Platonic Parenting

Zur bürgerlichen Kleinfamilie sind in den vergangenen Jahren verschiedene neue Modelle des familiären Zusammenlebens hinzugekommen. Manche koppeln Elternschaft weder an die Biologie noch an eine Liebesbeziehung der Partner. Eine Begriffserklärung.

Als **Regenbogenfamilie** gilt laut Duden ein gleichgeschlechtliches Paar mit einem oder mehreren Kindern. Diese Definition greift allerdings zu kurz, da sie andere Familienformen im Kontext gleichgeschlechtlicher Partnerschaft nicht berücksichtigt – zum Beispiel sogenannte **Queerfamilien**, in denen ein lesbisches Paar oder eine lesbische Frau

zusammen mit einem schwulen Mann oder Paar Kinder aufziehen.

Liebesglück ist derweil keine Voraussetzung für **Co-Parenting**, einer Familienform, bei der ein Mann und eine Frau eine Zweckgemeinschaft eingehen, die darauf ausgerichtet ist, ein gemeinsames Kind grosszuziehen. Das war früher durchaus üblich. Im Internetzeitalter sind aber nicht mehr die eigenen Eltern bei der Suche nach einem familienauglichen Partner behilflich, sondern einschlägige Foren wie familyship.org oder co-eltern.de. Co-Eltern verbindet die Liebe zum gemeinsamen Kind, aber keine zueinander, denn das Modell basiert auf einer platonischen Beziehung und getrennten Haushalten.

Oft geschieht deshalb auch die Zeugung des Kindes mit einer Samenspende. Co-Elternschaft wird im englischsprachigen Kontext auch als **Platonic Parenting** bezeichnet. Eine zunehmend beliebte Variante dieses Modells sind heterosexuelle Singlefrauen, die sich für ihren Kinderwunsch mit einem schwulen Mann zusammentun.

Experten zufolge steigt die Zahl der alleinstehenden Frauen, die ihr **Mutterglück ohne Vater** realisieren – ganz bewusst und von Anfang an. Diese Frauen verwirklichen ihren Kinderwunsch mithilfe einer Samenbank im Ausland oder suchen in besagten Internetforen nach privaten Samenspendern.



Aline kam 2016 zur Welt. Sie wurde in einer spanischen Klinik gezeugt.

>>> babypille, gab sich bis zu seinem Tod im Jahr 2015 überzeugt davon, dass in 30 Jahren die meisten Babys künstlich gezeugt würden. «Quatsch», nennt dies Soziologin Zehnder. «Eine künstliche Befruchtung bedeutet für Betroffene enorme körperliche, emotionale und finan-

zielle Strapazen. Wer nicht muss, nimmt das kaum auf sich.» Wohl aber würden uns Reproduktionsmedizin und alternative Familienmodelle vor neue Fragen stellen: «Es muss gesellschaftlich neu ausgehandelt werden, wie und wodurch man Mutter oder Vater wird.»

Familiäre Werte neu interpretiert

Und da müssten wir flexibler werden, sagt Soziologe Klaus Preisner: «Letztlich geht es darum, unser Konzept von Familie zu revidieren, indem wir es auf weniger starre Annahmen stützen.» Die jahrtausendealte christlich-jüdische Tradition, wonach ausschliesslich die

traditionelle Familie gute Erziehung und Solidarität schaffe, sei nicht mehr zeitgemäss. «Es ist keine gute Idee, Geschiedenen, Alleinstehenden oder Homosexuellen die Beziehungs- und Bindungsfähigkeit abzusprechen», sagt Preisner, «das sind auch Menschen, die ihre Kinder erziehen und lieben.»

Eine individualisierte Gesellschaft sei ausserdem nicht zwingend eine egozentrierte, schreiben die Autoren der OECD-Familienstudie. Familiäre Werte wie Zusammenhalt würden in Zukunft nicht aussterben, sondern neu interpretiert: «Wir werden mehr grössere Netzwerke von Familienmitgliedern sehen, die durch unterschiedliche Ehen, Partnerschaften und über Generationen hinweg lose miteinander verbunden sind. Die heranwachsende Generation wird zudem neue Ansätze von Solidargemeinschaften entwickeln, die sozialpolitisch wegweisend sein könnten.»

Dass die Politik am eng gefassten Begriff von Familie festhält, hat laut Preisner Nachteile für die Gesellschaft: «Schon wenn man sich um einen kranken Partner kümmern möchte, ist man benachteiligt, wenn man nicht verheiratet ist.» In Zeiten, wo partnerschaftliche Beziehungen kürzer anhielten, sei ausserdem nicht davon auszugehen, dass das klassische Familienmodell für Solidarität im Alter garantiere, argumentiert Preisner.

Die Kleinfamilie trotz dem Sturm

Der Soziologe wünscht sich deshalb eine Erweiterung des traditionellen Familienbegriffs, weil so der Zugang zu sozialen Dienstleistungen flexibilisiert und auch für Personen jenseits der Kernfamilie geöffnet werden könnte. Dann erhielten zum Beispiel auch Nachbarn, Freunde oder entfernte Verwandte Pflegegeld, wenn sie sich anstelle der engsten biologischen, aber nicht verfügbaren Angehörigen um Kranke und Betagte kümmern. >>>

Die jahrtausendealte Annahme, wonach nur die traditionelle Familie gute Erziehung und Solidarität schaffe, ist nicht mehr zeitgemäss.



Dank dem breiten Angebot an Schweizer Milchprodukten findet sich für jedes Bedürfnis etwas Passendes.

Das Beste für Eltern und Kinder Für echte Milch gibt's keinen Ersatz

Milch ist ein nährstoffreiches, gesundes Grundnahrungsmittel für alle, besonders aber für Kinder. Glücklicherweise gibt es auch bei Laktoseintoleranz passende Lösungen, denn auf Milchprodukte zu verzichten ist keine gute Idee.

Eltern wollen für ihre Kinder natürlich das Beste. Wenn sie vermuten, dass ihr Kind bestimmte Lebensmittel nicht verträgt, streichen sie diese oft in guter Absicht vom Menüplan oder ersetzen sie durch Alternativen. Das ist aber nicht immer eine gute Lösung.

Fragen Sie Ihren Arzt

Klagt ein Kind häufig über Bauchweh, liegt die Vermutung nahe, dass ein Lebensmittel schuld ist. Oft folgen dann Selbstdiagnosen und individuelle Ernährungsexperimente. Diese können aber Nährstoffmängel nach sich ziehen und führen meist nur kurzfristig zu einer Besserung. Sinnvoller ist es, die Beschwerden durch eine Fachperson abklären zu lassen, denn die Gründe können vielfältig sein. Wenn tatsächlich eine Laktoseintoleranz vorliegt – die bei Kindern jedoch nur äusserst selten vorkommt –, dann sollten Milchprodukte nicht gestrichen, sondern gezielt ausgewählt werden. Es gibt ein grosses Angebot an passenden, fermentierten Milchprodukten. Gut verträglich sind Hart- und Halbhartkäse wie etwa Emmentaler oder Tilsiter sowie alle Joghurtsorten.

Pflanzendrinks sind kein Milchersatz

Keine gute Lösung ist es, Milch durch Pflanzendrinks zu ersetzen. Die Ernährungswissenschaft zeigt immer wieder, dass insbesondere Kinder von Milch profitieren. Drei Milchportionen täglich unterstützen den Aufbau und die Entwicklung von

Knochen und Muskeln. Zudem liefern sie generell viele Nährstoffe in idealem Verhältnis zueinander, was für ein gesundes Wachstum äusserst vorteilhaft ist.

Niemand kann heute abschätzen, wie sich der Ersatz von Kuhmilch durch Pflanzendrinks langfristig auf die Gesundheit von Kindern auswirken wird. Es gibt dafür weder Langzeitstudien noch genügend Erfahrung. Ernährungsfachpersonen und Kinderärzte schätzen das Risiko eines Nährstoffmangels mit Folgen für die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder als hoch ein. Denn Pflanzendrinks sind nährstoffarm und enthalten keine Baustoffe für das Wachstum.



Milchprodukte bei Laktoseintoleranz

Milch liefert ein reichhaltiges Spektrum an Inhaltsstoffen. Davon profitieren Personen jeden Alters, insbesondere aber Kinder. Milchprodukte tragen viel zu einer gesunden Ernährung bei. Deshalb sollten sie auch bei Laktoseintoleranz auf dem Menüplan zu finden sein. Welche Milchprodukte besonders geeignet sind, erfahren Sie unter www.swissmilk.ch/unvertraeglichkeiten > Laktoseintoleranz > verträgliche Milchprodukte.

Mehr erfahren?

Weitere Informationen und Tipps bei Unverträglichkeiten unter www.swissmilk.ch/unvertraeglichkeiten



Wer von einer Laktoseintoleranz betroffen ist, wählt am besten gereiften Käse. Auch Joghurt wird häufig gut vertragen.



Schweizer Milch ist ein Naturprodukt, sie wird standortgerecht auf Familienbetrieben produziert und braucht nur kurze Transportwege.



Milch liefert Eiweiss, Kalzium, Vitamine und Fette für den Aufbau von Muskeln und Knochen. Drei Portionen am Tag sind genau richtig.



«Wir wünschen uns, dass unser Familienmodell nicht über die Abwesenheit eines Mannes definiert wird», sagen Bettina und Fiona.

Kinderwunsch auf Eis

Kinderkriegen ist nicht ewig möglich – dank Social Freezing aber deutlich später. Mit eingefrorenen Eizellen erhalten sich Frauen die Chancen auf eine Mutterschaft jenseits der 35.

Text: Virginia Nolan

Dass unsere Biologie dem modernen Lebensstil hinterherhinkt, zeigt sich am Beispiel der weiblichen Fruchtbarkeit. Sie erreicht ihren Höhepunkt im Alter von 25 Jahren – dann, wenn heute die meisten jungen Frauen alles andere im Kopf haben als Kinder. Danach sinken die Chancen auf eine Schwangerschaft kontinuierlich, ab 35 rapide, denn mit steigendem Alter der Frau nimmt die Anzahl und Qualität ihrer Eizellen ab.

Bereits in den 1970er-Jahren forschten Wissenschaftler an Methoden, unbefruchtete Eizellen von jungen Frauen einzufrieren – mit dem Ziel, sie Jahre später auftauen, befruchten und der Frau als

Embryo wieder einpflanzen zu lassen. In der Praxis angewendet wird das Verfahren erst seit einigen Jahren.

Die ursprüngliche Zielgruppe waren junge Krebspatientinnen vor einer Therapie, denen die sogenannte Kryokonservierung von Eizellen die Chancen auf eine spätere Mutterschaft erhalten sollte.

Heute bieten Spitäler und Kinderwunschkliniken die Behandlung unter dem Namen **Social Freezing** aber auch gesunden Frauen an, die ihren Kinderwunsch vertagen, sei es aus beruflichen oder privaten Gründen. Für den Eingriff, der ambulant erfolgt, braucht es vorgängig eine Hormonbehandlung zur Stimulation der Eierstöcke. Später werden die Eierstöcke über die Scheide mit einer Nadel punktiert und die Eizellen abgesaugt. Gesunde Frauen dürfen ihre Eizellen maximal fünf Jahre lagern, Krebspatientinnen unbefristet.

Die Kosten für ein Social Freezing belaufen sich je nach Anbieter auf rund

4000 bis 5500 Franken, die Lagerungsgebühren werden mit 200 Franken pro Jahr separat verrechnet. Die Krankenkasse übernimmt, auch bei Krebspatientinnen, keinen Kostenanteil.

In den USA erlebt Social Freezing einen Boom, seitdem Arbeitgeber wie Apple oder Google ihren Mitarbeiterinnen die Kosten dafür zahlen. Auch in der Schweiz registrieren Reproduktionsmediziner wachsendes Interesse. «Tendenziell nimmt die Nachfrage zu», sagt Daniela Pfammatter, Gynäkologin in der Kinderwunschlinik OVA IVF in Zürich. Wer beabsichtigte, eine Eizellreserve anzulegen, sollte möglichst früh darüber nachdenken, sagt die Ärztin: «Die meisten Frauen werden erst gegen Mitte 30 vorstellig. Das ist an der Grenze: Werden Eizellen nach 35 eingefroren, nehmen die Chancen auf eine spätere Schwangerschaft deutlich ab.»

*Trotz grosser gesellschaftlicher
Umwälzungen wird die
traditionelle Kleinfamilie nicht
verschwinden: Das Modell
erweist sich als erstaunlich stabil.*

>>> Die traditionelle Kleinfamilie, da ist sich Preisner sicher, wird aber nicht verschwinden. Trotz massiver gesellschaftlicher Umwälzungen – oder vielleicht gerade aufgrund dieser – sei das Modell erstaunlich stabil. In einer schnelllebigen und wirtschaftlich zunehmend unsicheren Welt, so Preisner, werde sich das auch nicht ändern.

Demzufolge gibt der Rückzug der Menschen ins Private der Kleinfamilie erst recht Auftrieb. «Was wir jetzt als alternative Familien bezeichnen», sagt Klaus Preisner, «Patchwork- oder Regenbogenfamilien zum Beispiel, das sind, rein strukturell gesehen, Kleinfamilien, aufgebrochen und neu formiert zwar, aber stark am klassischen Modell orientiert: Da sind zwei Erwachsene, die sich um Kinder kümmern, als Paar leben und eine Familie sein wollen.» <<<

*Namen von der Redaktion geändert.



Virginia Nolan

lebt die klassische Mama-Papa-Kind-Variante – und findet es dennoch an der Zeit, dass die Gesellschaft ihr traditionelles Familienbild überdenkt.

SOMMER, SONNE, SORGLOS!

Bei Familotel erleben Sie Sommerurlaub mit viel Action für Gross und Klein! Aber auch mit Erholungsfaktor: Relaxen Sie zusammen mit Ihren Kindern – oder allein, während der Nachwuchs sich im Happy-Club vergnügt.



Jetzt gratis
Katalog anfordern:
www.familotel.com/frfr

Familotel AG
Halfinger Strasse 4 | D-83123 Amerang
Tel. +49 8075 9149-0 | info@familotel.com

Familie in der Grauzone

Es gibt viele Wege, eine Familie zu gründen. Der **Gesetzgeber** erlaubt aber längst nicht alle, und vor allem: nicht jedem. Eine Bestandsaufnahme. *Text: Virginia Nolan*

Verliebt, verlobt, verheiratet: Das bleibt für die meisten Paare der Königsweg. Ihre Beziehung rechtlich abzusichern, wenn Nachwuchs ins Spiel kommt, scheint Paaren ein Bedürfnis zu sein; dafür spricht, dass die meisten in der Schweiz geborenen Kinder noch immer aus einer Ehe hervorgehen. Der Zivilstand «verheiratet» steht aber nicht allen offen: So sind gleichgeschlechtliche Paare von der Ehe ausgeschlossen. Seit 2007 haben zwar auch sie die Möglichkeit, ihre Liebe amtlich zu machen. Die «eingetragene Partnerschaft» ist der Ehe aus juristischer Sicht in den meisten Punkten gleichgestellt. Ausnahmen gibt es wenige, doch sind sie umso gewichtiger für alle, die sich eine Familie wünschen.

Durch Adoption zum Familienglück

Im Gegensatz zu Einzelpersonen und Verheirateten verbietet das Gesetz gleichgeschlechtlichen Paaren zum Beispiel die gemeinsame Adoption eines Kindes. Immerhin ist 2018 das revidierte Adoptionsrecht in Kraft getreten. «Es gibt neuerdings auch Homosexuellen die Möglichkeit, das Kind ihrer Partnerin oder ihres Partners zu adoptieren», sagt Karin Hochl. Sie ist Rechtsanwältin in Zürich, zu ihren

Spezialgebieten gehören Partnerschaftsrecht, Familienplanung für gleichgeschlechtliche Paare sowie rechtliche Fragen zur Fortpflanzungsmedizin. In Zukunft werde es rechtlich also möglich sein, dass ein Kind zwei Mütter oder zwei Väter habe. «Die sogenannte Stiefkindadoption stellt sicher, dass Kinder, die mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, im Todes- oder Trennungsfall der Eltern rechtlich genauso abgesichert sind wie Kinder, die aus einer Ehe hervorgegangen sind», so Karin Hochl.

Per 2018 hat der Gesetzgeber auch die Bestimmungen für die allgemeinen Adoptionsvoraussetzungen gelockert. So beträgt das Mindestalter für Einzelpersonen und verheiratete Paare, die ein Kind adoptieren wollen, neuerdings 28 statt 35 Jahre. Bei Ehepaaren ist überdies nicht mehr die Dauer der Ehe relevant, sie müssen stattdessen drei Jahre lang einen gemeinsamen Haushalt geführt haben. Für Unverheiratete und gleichgeschlechtliche Paare bleibt die gemeinschaftliche Adoption verboten. Ausserdem ist eine Adoption nicht möglich, wenn der Altersunterschied zwischen dem Kind und den künftigen Adoptiv Eltern mehr als 45 Jahre beträgt.

Auch wer seinen Kinderwunsch mithilfe der Reproduktionsmedizin erfüllen will, muss in der Schweiz strenge Kriterien erfüllen. So steht die medizinisch unterstützte Fortpflanzung ausschliesslich heterosexuellen Paaren offen. «Einzelpersonen oder gleichgeschlechtlichen Paaren sind entsprechende Behandlungen untersagt», sagt Anwältin

Hochl. «Wer sie als Arzt trotzdem vornimmt, macht sich strafbar.» Zu den gängigsten reproduktionsmedizinischen Verfahren gehören hierzulande medizinische Behandlungen, etwa zur Stimulation der Eizellen, die künstliche Befruchtung sowie die Insemination. Auch Samenspenden sind in der Schweiz erlaubt, allerdings dürfen nur Ehepaare davon Gebrauch machen.

Eizellenspenden sind verboten

Zu den verbotenen Praktiken zählen hingegen die Eizellen- sowie die Embryonenspende. Frauen, die für eine solche Behandlung ins Ausland reisen, haben in der Regel aber keine juristischen Konsequenzen zu befürchten – der Gesetzgeber kann schliesslich nicht erahnen, auf welche Art und Weise ein Kind gezeugt wurde. «Die Frau, die das Kind zur Welt bringt, gilt vor dem schweizerischen Gesetz immer als Mutter», sagt Karin Hochl.

Das gilt auch für lesbische, nicht-verheiratete oder Singlefrauen, die ihren Kinderwunsch über eine private Samenspende oder eine Samenbank im Ausland erfüllen. «Rechtlicher Vater wäre da im Prinzip der Samenspender», sagt Hochl. «jedoch ist eine Vaterschaft ausgeschlossen, wenn die Spende über eine ausländische Samenbank erfolgte.

Bei privaten Samenspenden hingegen kann der Staat zwangsweise die Vaterschaft des Spenders feststellen lassen. Die Mutter kann das verhindern, indem sie die Identität des privaten Spenders konsequent verschweigt.» Einen gewichtigen Nach-

In Zukunft wird es möglich sein, dass ein Kind zwei Mütter und zwei Väter hat.

teil haben in diesem Fall jedoch Frauenpaare: Der Staat anerkennt die Partnerin der biologischen Mutter nicht als zweiten Elternteil, und eine Stiefkindadoption ist erst nach einem Jahr möglich. «Bis dahin», sagt Hochl, «besteht zwischen dem zweiten Elternteil und dem Kind keinerlei rechtliche Beziehung.»

Kontrovers diskutiert wird in der Schweiz auch die Leihmutterchaft. Sie ist gemäss geltendem Recht verboten – jedoch für immer mehr kinderlose Paare eine Option. «Wir erhalten pro Woche ein bis zwei Anfragen von Paaren, die sich zum Thema rechtlich beraten lassen möchten», sagt Anwältin Karin Hochl. Wie viele Leihmutterkinder in der Schweiz leben, ist ungewiss. Das Bundesamt für Justiz hat Kenntnis von 30 Kindern, Hochl schätzt die Dunkelziffer auf 500 bis 1000.

Schweizer Paare, die sich für eine Leihmutterchaft entscheiden, reisen dazu oft in die USA. «Dort geniessen Leihmütter einen relativ guten rechtlichen und medizinischen Schutz», sagt Hochl. Auch die Ukraine sei ein immer häufigeres Ziel. «Da bestehen in Bezug auf die Rechtssicherheit als auch den Schutz der Leihmutter jedoch grosse Unterschiede zu den USA», so Hochl. In der amerikanischen oder der ukrainischen Geburtsurkunde des Kindes

werden die Wunscheltern als rechtliche Eltern eingetragen. Als solche anerkennt die Schweiz diese aber nur, wenn sie mit dem Kind genetisch verwandt sind. Das Bundesgericht begründet diesen Entscheid damit, dass die Umgehung des Leihmutterverbots einen Verstoß gegen die öffentliche Ordnung darstelle.

Elternlose Kinder

Dieses Schicksal hat Regula Körner (vgl. Seite 21) ereilt: Die Behörden anerkennen sie nicht als rechtliche Mutter ihres Sohnes, weil sie keine genetische Verbindung zu ihm hat. Der Bub, dessen biologischer Vater Körners Ehemann ist, wurde von einer amerikanischen Leihmutter ausgetragen. In solchen Fällen bleibt dem nichtgenetischen Elternteil nur die Möglichkeit, die Stiefkindadoption für ein Kind zu beantragen, das laut Geburtsurkunde bereits sein eigenes ist.

Diesen Weg dürfen Betroffene allerdings erst nach einem Jahr beschreiten. «Das ist mit einer Unsicherheit verbunden, die das Kindeswohl fundamental verletzt», sagt Anwältin Hochl. «Insbesondere, da die Dauer des Adoptionsverfahrens ungewiss ist. Trennt sich das Paar währenddessen oder stirbt der genetische Elternteil, ist das Kind rechtlich nicht abgesichert. Wer etwa

Die Leihmutterchaft ist für immer mehr Paare eine Option – aber per Gesetz verboten.

getrennt lebt, kann nicht mehr adoptieren.» Aber auch andere Kriterien wie der maximale Altersunterschied zwischen Eltern und Kind verunmöglichten unter Umständen die Adoption.

Was ist mit einem Leihmutterkind, dessen beide Elternteile keine genetische Verbindung zu ihm nachweisen können, weil Samen und Eizellen aus Fremdspenden stammten? «In der Schweiz gilt ein solches Kind als elternlos», sagt Hochl. Und: «Dann müssen die Eltern seine rechtliche Beziehung zu ihm über Adoption herstellen.»

Somit werden die Kindeseltern aus der Geburtsurkunde zu Pflegeeltern, und über diesen Status kommen sie während mindestens einem Jahr nicht hinaus. «Die Tatsache, dass die Eltern das Verbot der Leihmutterchaft umgangen haben, gewichtet man stärker als den Anspruch des Kindes auf rechtliche Absicherung», sagt Hochl. «Das kritisiere ich scharf. Ein Kind sollte zwei Elternteile haben, von Geburt an.»



Im nächsten Heft:

Scheidungskinder

Trennen sich die Eltern, sollen die Kinder möglichst keinen Schaden nehmen – aber wie kann dies gelingen? Worauf müssen Eltern achten? Scheidungskinder, unser Dossier-Thema in der März-Ausgabe.